



NEW YORK TIMES / LAIF

Jubelnde Demonstranten in Tobruk: „Willkommen im Land der Jugendrevolution 2011“

„Er ist keiner mehr von uns“

Im Ostteil Libyens hat die Zeit nach Gaddafi bereits begonnen.

Den Zutritt zum befreiten Libyen kontrolliert ein junger Mann namens Hussam, ein 26-Jähriger mit Kalaschnikow über der Schulter. Pässe? Wozu Pässe? Wichtiger ist es zu kontrollieren, wie der Einreisewillige zu diesem ungeheuerlichen Ereignis in Hussams Leben steht: „Was denkst du über unsere Revolution?“

Er hat sich freiwillig zum Posten stehen in Umm Saad gemeldet, nachdem die Grenzsoldaten des Obersten verschwunden waren. Forte Capuzzo hieß der Grenzposten unter den Italienern. Die Panzer des Generals Erwin Rommel sind hier durchgezogen auf dem Weg nach El-Alamein. Jetzt steht an dieser Stelle Hussam. Er ist ein Beduine vom Stamme der Aulad Ali, die sich von Grenzen ohnehin nie beeindruckt ließen. „Tobruk ist sicher. Baida ist sicher. Bengasi ist fast sicher. Noch fünf Tage, und Gaddafi ist kaputt“, sagt er und scheint selbst zu staunen.

Als Erstes haben sie die Flaggen ausgetauscht. Jetzt hängt die alte Königsfahne über Forte Capuzzo, rot-schwarz-grün mit weißem Halbmond und Stern. Und an die Mauer vor dem Posten sprühten

sie, blau auf weiß: „Willkommen im Land der Jugendrevolution 2011“.

Auf der anderen Seite der Straße der Exodus: Seit Tagen ziehen hier Ägypter, Türken, Jordanier vorbei, beladen sind sie mit Decken und Matratzen, mit Schaukeln, Trennschleifern, Schubkarren, als seien sie direkt von der Baustelle aufgebrochen zur Flucht nach Ägypten. Einer zerrt eine Blechkiste über den Asphalt in Niemandland, andere klammern sich an einen Toyota-Pick-up, und wer noch kann, der winkt, jubelt, brüllt vor Erleichterung, der Gefahr entkommen zu sein.

Diese Bauarbeiter, Erntehelfer, Lehrer haben den Aufruf im libyschen Staatsfernsehen im Ohr: Tötet jeden Unruhestifter aus dem Ausland. „Wir sind Freiwild“, sagt einer, der endlich zurückwill in sein Dorf in Oberägypten.

Das Gebiet, aus dem sie alle kommen, die Küstenregion bis nach Bengasi, ist am Freitag voriger Woche schon nahezu vollständig unter Kontrolle der Rebellen, ein neues Libyen beginnt sich zu zeigen.

Muammar al-Gaddafi hatte sein Reich mit „Basis-Volkskongressen“ gelenkt, scheindemokratischen Versammlungen, in denen der Wille des Revolutionsführers

umgesetzt wurde. Jetzt haben sich in Bengasi, Tobruk und Misrata andere Volkskomitees gebildet. Räte aus Juristen, Lehrern, Ingenieuren, die sich um das Nötigste kümmern.

Auch Hassan gehört zur neuen Macht, in Tobruk, zwei Autostunden westlich der Grenze zu Ägypten. Er sei nur einer von vielen, sagt der Mann mit der dicken Brille. Mit einem Tross von jungen Männern, die meisten tragen unter den T-Shirts Pistolen, schreitet der 52-Jährige durch das Masira-Hotel, das zur örtlichen Rebellenzentrale umfunktioniert wurde. Er leite das Revolutionskomitee der Hafenstadt, sagt Hassan. Jeden Abend trifft sich die 15-köpfige Gruppe in einem Festsaal des Hotels. Auf einem Flachbildschirm läuft das Programm von al-Dschasira, per Handy kommen Meldungen aus anderen Städten der „befreiten Zone“.

Einen politischen Fahrplan hat das Komitee noch nicht, aber es umsorgt erstaunlich professionell die nach Tobruk hereinströmende Weltpresse: Schnell stehen größere Busse bereit, um deren Vertreter zu den Schauplätzen der Kämpfe an der Mittelmeerküste zu karren. „Die Welt muss verstehen, was sich hier abspielt“, sagt Hassan.

Anderen, wie Aschraf Abdullah, geht es mehr darum, die Revolte bis nach Tripolis zu tragen. Der 25-Jährige steht vor dem Tor zur Nasr-Militärbasis bei Tobruk, hinter ihm ein alter russischer Kampfjet. Er hat sich eine fast unbenutzte Kalaschnikow mit aufgefplantem Bajonett um-

gehängt. Sie stammt aus den Waffenkammern der Garnison, in denen sich Abdullah und seine Kameraden mit Gewehren und Funkgeräten eingedeckt haben.

Die 500 Soldaten des Stützpunktes seien zu Beginn der Proteste übergelaufen, sagt er. „Wir haben sie nach Hause gehen lassen, es sind gute Männer, denn sie haben den Befehl, auf uns zu schießen, nicht befolgt.“ Kurz bevor die Rebellen den Stützpunkt stürmten, hätten die sieben dort verbliebenen Kampffjets abgehoben, sie seien nach Tripolis geflogen.

Die ehemaligen Gaddafi-Militärs haben an diesem Abend in der Lobby des Masiira-Hotels zu einer improvisierten Pressekonferenz gerufen. Angetreten sind der höchste General von Tobruk und einige seiner Offiziere. Sie sind von den neuen Machthabern umringt und wählen sorgfältig ihre Worte. Schon lange habe sich auch in der Armee Widerstand gegen Gaddafi gezeigt, berichten die Offiziere, einen Schießbefehl auf die Demonstranten hätten sie niemals akzeptiert. Gemeinsam wollten sie nun gegen den Despoten kämpfen, wenn es nötig sei bis zum Märtyrertum.

Von Tobruk bis nach Baida sind es 220 Kilometer. In Baida verlief der Machtwechsel nicht so glimpflich: In der weißgefliesten Abflughalle des Regionalflughafens finden sich die Spuren einer offenbar erbitterten Schlacht. Der Boden ist übersät mit Patronenhülsen, Springerstiefeln und Sanitätsmaterial. Waffenkisten und blutverschmierte Uniformen liegen herum, sie gehörten afrikanischen Söldnern, die den Widerstand der Einwohner von Baida niederschlagen sollten. Die Fensterscheiben sind zerschossen.

Dreimal, berichten die Anwohner, habe das Regime vergangene Woche mit russischen Iljuschin-Flugzeugen rund 400 Kämpfer aus dem Tschad, dem Sudan und Uganda herbringen lassen, aus Tripolis kamen Panzer. Einer von ihnen steht halb ausgebrannt vor dem verwüsteten Flughafen.

Bewaffnet mit Stöcken und Stahlstangen hatten die Aufständischen den Einmarsch der Söldner stoppen wollen, erzählt ein junger Mann aus einem nahe liegenden Dorf, er hat alles mit einer kleinen Kamera gefilmt.

Jetzt liegen sie zusammen, die Opfer und die Täter dieser Revolution, im Krankenhaus von Baida, mit Kugeln im Bauch oder zerstörten Gesichtern. „Hospital der Toten des Februar“ heißt es nun.

In einem Zimmer im ersten Stock: Issa Gobaili, 45. Er ist ein gemütlicher Mann, beleibt, Vater von zehn Kindern. Schläuche kommen aus seinem Bauch, Gaddafis Söldner haben ihm den halben Magen weggeschossen und eine Niere. Gobaili war mit vielen anderen am Flughafen. Sie haben versucht, mit den Fremden dort zu reden. Aber sie verstanden sich nicht, „kein Wort“, sagt er. Irgendwann

gab es ein Handgemenge, dann fingen die Schwarzen an zu schießen.

„Gaddafi ist keiner mehr von uns“, sagt Gobaili in seinem Krankbett, „er lässt fremde Söldner auf seine eigenen Leute schießen, er hat kein Volk mehr.“ Einen Tag vor dem Kampf wurde Gobailis zehntes Kind geboren, ein Junge. Er hat das Kind jetzt „Dschihad“ genannt, was einfach nur Kampf heißt.

Doch auch die libyschen Soldaten kämpften, vor allem um die Kasernen. Scharfschützen nahmen Demonstranten unter Feuer, eine Kugel traf Adris Sulaiman in den Hals. Als sie an der Wange wieder austrat, riss sie ihm die halbe Nase ab. Der Agraringenieur hat einen grauen Bart, er sieht nicht aus wie ein Revolutionär, aber nun sagt er Sätze wie: „Freiheit ist wichtiger als mein Leben.“

Es gibt jetzt viele Gerüchte in Libyen. Die Ärzte des Krankenhauses sagen, die Armee habe ihren Soldaten Prämien geboten für erschossene Rebellen. Tausende von Dollar, viel Geld in Libyen. Sie haben die verwundeten Soldaten in Betten weit ab von denen der Opfer gelegt, in die Gynäkologie. In die Gynäkologie geht so schnell kein Araber.

er Infusionen braucht: Sehr müde sieht Mohammed al-Darnawi aus. Er ist 57 Jahre alt, sein Bart fast ganz weiß. Vor der Revolution war er Direktor der Mädchenschule hier. Jetzt ist er der Chef der ganzen Region und offenbar schon so wichtig, dass die Regierungssender ihn als Qaida-Mann verunglimpfen. „Die machen das, damit der Westen vor uns Angst bekommt“, sagt Darnawi.

„Ich bin Muslim, ich bin kein Islamist, kein Terrorist, ich bin Lehrer. Dies ist eine Revolution von uns, nicht eine der Islamisten.“ Ab und zu fällt draußen vor dem Krankenhaus ein Schuss, es sind Freudenschüsse, sagt der Arzt.

Das Regieren ist jetzt kompliziert geworden im rebellischen Teil Libyens. Es gebe nun laufend Meetings, manche mit Hunderten von Menschen, sagt Darnawi. Und dann würden sie immer per Zuruf jemanden bestimmen, der sich um irgendetwas zu kümmern habe oder irgendeine Straße bewachen soll.

Bisher sorgen vor allem die tribalen Strukturen noch für Ordnung. Jenes altbewährte System von Geben und Nehmen, geregelt durch beduinisches Stammesgesetz. Doch niemand kann sagen,



Verwundeter Gaddafi-Anhänger: „Er lässt fremde Söldner schießen“

Dort liegt jetzt zum Beispiel Abd al-Karim Ali. 17 Jahre ist er erst alt, er war Schüler. Dann, so sagt er, habe ihn die sogenannte Chamis-Brigade, die Miliz des Gaddafi-Sohns Chamis, zum Dienst gezwungen. Rechts neben ihm liegt ein Soldat, der zittert und den sie festbinden mussten, links liegt einer, dessen Augen leer an die Decke starren. „Alle Knochen sind gebrochen, er hat einen Kopfschuss, wir wissen nicht, was mit ihm passiert ist“, sagt der Arzt Imili al-Hilali.

Ganz unten im Krankenhaus liegt der Anführer der Rebellen von Baida, aber nur weil ihm in den letzten Tagen sein Blutdruck schwer zu schaffen machte und

wie sich die Stämme, nach dem Sturz Gaddafis, zusammenfinden könnten. Genauso unklar ist, welche Strukturen an die Stelle des Gaddafi-Systems treten sollen. Es gibt keine Gewerkschaften wie in Tunesien und Ägypten, keine Parteien.

Rebellenführer Darnawi weiß auch nicht, wie es weitergehen könnte mit der Revolution, wie Libyen in ein paar Monaten aussehen wird. Und ob die Anarchie nur ein vorübergehender Zustand ist. Aber eines, sagt er, sei klar: „Wir Aufständischen werden keine Gefahr für andere Länder werden.“

MATTHIAS GEBAUER, CLEMENS HÖGES,
ALEXANDER SMOLTZYK, VOLKHARD WINDFUHR